

(Nachdruck verboten.)

51

## Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Die abgehenden Schülerinnen hielten sich gerade und legten feierlich ernste Mienen an den Tag. Sie blickten aufmerksam zu den Reihen der Lehrer und Lehrerinnen hinüber und schienen ganz die ausgelassene Lebhaftigkeit der Kinderjahre hinter sich gelassen zu haben. Ein paar der jüngeren Lehrer verzogen den Mund bei dieser Paradestimmung und flüsterten sich Bemerkungen zu.

„Sie sind ja verteuftelt elegant, diese jungen Damen, alias Backfische.“

„Ja, Pos Donner, so fein in weiß und rosa und was sonst noch für Farben; nur die arme Dora Lejer ist dunkel.“

„Sie ist wie ein kleiner schwarzer Schönheitspfleck von brillantem Effekt zwischen all diesen hellen Farben. Aber still jetzt, der Rektor will reden, hoffe, daß er es nicht zu lang macht!“

„Meine Lieben, jungen Freundinnen — — —“

Der Rektor hatte zwei Generationen aus der Schule geredet und verstand sein Publikum zu nehmen; er wußte genau, wo er etwas mit der Stimme vibrieren mußte, um Sensation bei den Eltern und Angehörigen zu erregen; ja, er hätte den Augenblick voraussagen können, wo alle Mütter Taschentücher auf dem Wege zu den Augen die Luft parfümierten.

Eine Viertelstunde ungefähr schaffte er hin und zurück auf dem gebohnerten Boden der Redegewandtheit, bewegte sich untadelhaft zwischen „zarten Knospen“, „der Jugend Verchenflug“ und des „Lebens Frühling“, ohne auch nur ein einziges Mal die Begriffe zu verwechseln, zuletzt machte er chaine mit allem zugleich, ein besonders stattliches und geschmackvolles Finale.

Frau Lejer und Marie Luise saßen in der äußersten Ecke des Saales, dicht aneinander gedrängt von einer dicken Frau, die Platz für sich wie auch für ihre Spitzen und Perlen beanspruchte. Sie ließ ihr Seidenkleid vornehm über den Boden schleppen und betrachtete den Rektor durch ihre goldgefakte Vorknette. Dann und wann glitt ihr Blick zu den beiden Töchtern hinüber; die ältere konnte keinen großen Erfolg erwarten; sie war schief, das arme Kind, und hatte kaum etwas in einem Badeorte wie Marstrand zu suchen, aber die jüngere — o, sie würde die Königin der Saison werden, und sicher im Herbst verlobt sein. Verlobt! Eines Schwiegerohnes Säbelgerassel klang bereits in der Schwiegermutter Ohren, und sie lächelte — sehr zur rechten Zeit übrigens, denn der Rektor war gerade beim „Verchenflug“.

Frau Lejer hatte die Hände mit den schwarzen, baumwollenen Handschuhen um das Taschentuch geschlossen und sah andächtig still, dann und wann zur Bekräftigung mit dem Kopfe nickend, und langsam wackelten die alten, lila Federn auf ihrem Kapothut mit.

Wie schön er sprach, der Rektor, sie hätte diese Worte aufschreiben mögen „von der Blütezeit der Herzen“, welche — welche, nein, sie hatte es schon vergessen, denn sie mußte jetzt gerade daran denken, daß die Kalbskoteletts gewiß nicht zu Mittag ausreichen.

Als dem Rektor von Lehrpersonal gedankt war, begann der Gesang. Die frischen, jungen Stimmen waren schnell mit den Liedern: „Der Winter streicht durch unsre Wälder“ und „Der Frühling ist gekommen“ fertig, darauf folgte ein feierliches Vorspiel, die Orgel setzte in langsam erhabenem Tempo ein, die ganze Versammlung erhob sich, und voll tönte der Gesangvers: „Serr segne Du und rate“ und so weiter durch den ganzen Saal.

Es war zu viel für Frau Lejer, sie schluchzte laut, als sie so in ihrer Ecke stand, zurückgedrängt, wie sie eigentlich ihr ganzes Leben hindurch war. Sie war so schön, so erhabend diese Andacht, die hier in weichen Tönen aus den jungen Herzen strömte. Als sie Schulmädchen gewesen war vor vielen, vielen Jahren, hatte sie denselben Vers gesungen; sie erinnerte sich so vieler kleiner Begebenheiten aus jener Zeit. Es stand ein kleines, gelbgemaltes Landfuhrwerk vor dem Schulhause, um die kleine Luise von Garder zu holen; und

ihre ältere Schwester, das schon erwachsene Fräulein Selma, flüsterte ihr von den kommenden Vergnügungen in die Ohren, von den Kadetten, welche man zu Hause erwartete, von den Krebspartien und den Ruderfahrten im Mondschein! Ach ja! Das war damals! Frau Lejer trocknete sich wiederholt die Augen. Sie mußte nun ja gleich herantreten und der Vorsteherin für Dora danken. Sie strich das Kleid glatt und rieb auf einem eigensinnigen Fleck, der immer wieder hervorkam, obgleich sie ihn heute morgen gründlich mit Benzol behandelt hatte.

Marie Luise ging schon nach Hause voraus, es würde ja noch lange währen, bis es der Mutter gelänge, sich einen Weg zu der Vorsteherin zu bahnen, es war nicht wert, darauf zu warten.

Im Konferenzzimmer stand Frau Lejer ein wenig schüchtern und verlegen zwischen aller Eleganz und allen Komplimenten, diesem Duft von Parfümbeilichen und süßesten Schmeichelworten, diesem Gedränge von ausgestreckten Händen und elegant gewählten Worten.

Endlich kam die Reihe auch an sie.

„Vielen, vielen Dank für alle Güte gegen meine kleine Dora!“ stammelte sie, die feine, scharfgeäderte Haut ganz rot vor Erregung.

„Beste Frau Lejer, es ist mir eine Freude gewesen, daß ich etwas für das junge Mädchen habe thun können!“ sagte die Vorsteherin mit ihrer gemessenen, dünnen Stimme und streckte herablassend drei Finger ihrer weißen und ringgeschmückten Hand der „kleinen, bescheidenen Mutter“ ihrer Freischülerin entgegen. „Sie bekommt ein gutes Abgangszeugnis, von dem sie, hoffe ich, Nutzen für die Zukunft haben wird!“ fügte sie hinzu. „Sie suchen wohl eine Stelle für sie, kann ich mir denken.“

„Ja, wenn sich nur etwas Passendes fände.“

„O, Sie haben ja einflußreiche Verwandte.“

„Ja, meine Schwester, Fräulein von Garder.“ — Frau Luise betonte leise das „von“ — „verkehrt in unsren angesehensten Familien, aber sie ist so selten in Stockholm. Sie wohnt in Upsala; meistens jedoch ist sie bei irgend einer ihrer Bekannten auf Besuch.“

„Ja — ja!“ erwiderte die Vorsteherin und nickte mit einem liebenswürdigen Lächeln über dem ganzen Gesicht. Wer sie kannte, wußte, daß dies Lächeln so viel hieß als: jetzt habe ich nicht länger Zeit, und Frau Lejer beeilte sich auch, sofort zu verschwinden.

Vor dem Eingang traf sie mit Dora zusammen, die ganz blaß und vermeint nach dem Abschied von den Mitschülerinnen dastand. Sie hatten sich freilich verabredet, sich bald wiederzutreffen, aber wenn auch Dora in diesem Augenblick nicht daran zweifelte, daß sie ihr Gelübde halten würden, fürchtete sie doch, daß sich ihre Wege vielleicht nie mehr mit denen der Freundinnen kreuzen würden.

Am Abend begleitete sie Ebba zur Bahn. Es waren eine Menge junger Mädchen auf dem Perron versammelt, und Ebba bekam so viele Blumensträuße und Konfekttritten, daß eine ganze Ecke des Coupés damit gefüllt war. Sie selbst stand eifrig schwachend und nickte im Fenster. Der kokette Hut mit feinen Beilichenbouquets am Rande und seiner hohen Tüllrosfette saß fest auf dem blonden, lockigen Kopfe, und das hellgraue Volerojäckchen schloß sich eng um die anmutige Mädchenbüste.

Sie tauschte so viele Versprechen aus, Briefe schreiben und Photographien schicken zu wollen, daß man leicht annehmen konnte, sie würde die Hälfte davon vergessen, es fiel indessen kein Hauch des Zweifels in diese jugendlich begeisterte Stimmung.

Endlich ertönte das Abfahrtsignal, einige vergnigte Studenten riefen der fortgehenden Vollflamme ein Hurra nach, ein paar Mädchenstimmen fielen halbtaut ein, ein letztes Bouquet wurde kühn in das Wagenfenster geschleudert; und ein paar Minuten später hatte die schnaubende Lokomotive den ganzen langen Zug von Wagen mit sich durch den Tunnel unter den Straßen von Södermalm gezogen.

Dora ging ein Stück des Heimweges in Gesellschaft einiger Kameradinnen, beim Königsberg trennten sie sich und Dora setzte allein ihren Weg den steilen Berg hinauf, der still und unbelebt im blassen Licht der Abendsonne dalag, fort.

Die alten, häßlichen Häuser wurden warm von den letzten Sonnenstrahlen umschmeichelt, und von den blühenden Linden des Norrtullsgatan wehte ein schwacher Duft herüber. Er stahl sich durch die geöffneten Fenster und erzählte denen, die drinnen saßen, daß nun der Sommer in der Natur da draußen seinen Einzug hielte.

Von einem klosterartig eingeschlossenen Garten, welcher zu einem häußlichen Holzhaue gehörte, streckten die alten, buschigen Bäume ihre Äste über das hohe Staket, hinter dem eine kleine, grüne Lase mitten in dem Steinmeer der Großstadt verborgen lag.

Dora schaute einen Augenblick mit sehnsüchtigen Augen hinüber, es sollte so herrliche weiße Lilien dort geben, hatte sie gehört, und sie stellte sich gleich ein großes Bouquet dieser feingezeichneten, unter ihrer eignen Schwere sich biegender Blumen vor, die vornehm, farblos und matt mit einem be rauschenden Mandelduft die Luft erfüllten.

Aber dann wandte sie plötzlich energisch den Kopf, die Lilien mochten gern ungepflückt von ihr dahinwelken; sie wandte den Blick nach der entgegengesetzten Richtung. Dort eingeschlossen, einer entschwundenen Jugend nachtrauernd, wie es das alte Fräulein, die Besitzerin des kleinen Hauses that, das würde sie nimmer ertragen. Sie dachte mit Schauern daran, wie schrecklich es sein müßte, ständig schwarz gekleidet zu gehen, immer betrübt über die Thorheit und Eitelkeit dieser Welt zu sein, und den Sand so deutlich unter den Füßen knirschen zu hören, wie man ihn nur hören kann, wenn es totenstill rings umher ist.

„Guten Abend, kleines Fräulein!“ flüsterte eine verführerische, männliche Stimme dicht an ihrem Ohre, und ein Rockärmel streifte sie.

Sie fuhr erschrocken zusammen, sah mit ernstem, dunklen, kindlich reinen Augen zu dem Friedensstörer auf und eilte heimwärts, wo sie schon am andren Morgen zu einem einförmigen, drückenden Arbeitsleben erwachen würde. Plötzlich jedoch mäsigte sie ihre stürmende Eile und schritt in ruhigerem Tempo vorwärts. Sie fing an, Luftschlösser für die Zukunft zu bauen, wunderbare, phantastische Luftschlösser, wie man sie mit sechzehn Jahren zu bauen pflegt, in der ganzen, zerbrechlichen Eleganz des Rokostils.

„Wie lange Du auf Dich warten läßt, liebe Dora!“ trat ihr, als sie die Thür öffnete, die Mutter entgegen. „Ja wurde schon ganz unruhig. Geh nur lieber durch die Küche, Nils und Marie Luise sitzen im Eßzimmer.“

„Ja, was machen sie denn da?“

„Im, ja, Du bist noch zu sehr Kind, um zu verstehen, daß sie gern für sich sein wollen,“ sagte Frau Lejer lächelnd. „Warte nur, bis die Reihe an Dich kommt.“

„Ich werde mich nie mit einem armen Manne verloben.“

„Rede nicht solchen Unsinn! Binde Dir lieber eine Schürze vor, damit Du Dein Kleid nicht beslebst.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Tapfere und feige Tiere.

Daß manche Tiere, wie z. B. der Löwe, tapfer, andre dagegen, wie beispielsweise der Gase, feige sind, ist eine so verbreitete Ansicht, daß man mit heftigem Widerspruch rechnen muß, wenn man die Richtigkeit dieser Behauptung zu bezweifeln wagt. Und doch dürfte es nicht schwer fallen, das Irrige der herrschenden Meinung nachzuweisen.

So schwierig es gewöhnlich ist, sich über gewisse ganz bekannte Begriffe zu einigen, so dürfte doch im allgemeinen Uebereinstimmung darüber herrschen, daß Tapferkeit nicht mit Tollkühnheit zu verwechseln ist, d. h. mit dem Auffuchen einer Lebensgefahr, bei der die Rettung nur durch einen Zufall gescheher kann. Ferner wird man den nicht für tapfer halten können, der nur die Wahl hat, tapfer zu sein oder zu sterben. Umgekehrt wird man den nicht für feige betrachten, der sich einem Streite entzieht, bei dem er nichts gewinnen, aber alles verlieren kann.

Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus die Tiere, so wird man finden, daß wirkliche Feiglinge nur ausnahmsweise vorkommen.

Am nächsten läge es ja, die Feiglinge unter den Pflanzenfressern zu suchen. Diese zerfallen in wehrhafte und flüchtende. Zu den ersten gehören alle wilden Rinder, Elche, Nashörner, Eber usw. Die zweiten zerfallen in fliehende, wie Pferde, Antilopen, Girsche, Rehe, Hasen, und solche, die sich irgendwo verbergen, in Löchern, wie Kaninchen, Mäuse, oder im Wasser, wie Wasserschweine.

Nun liegt es auf der Hand, daß wenn ein Geschöpf, dessen Verteidigungsmittel das Fliehen oder Verbergen ist, sich gegen ein ihm

an Kräften überlegenes Raubtier wehren wollte, es geradezu tollkühn handeln würde. Wenn das Zebra gegen den Löwen, der wilde Esel gegen den Tiger, der Gase gegen den Fuchs, das Kaninchen gegen die Wildkatze, das Eichhörnchen gegen den Marder nicht seine von der Natur gegebene Verteidigung anwenden wollte, so wäre ihre Tiergattung längst ausgerottet — das Verteidigen hätte nicht den geringsten Sinn.

Weil der Löwe nicht so schnell laufen kann wie das Zebra, der Tiger nicht so schnell wie der Wildesel, der Fuchs wie der Gase, weil die Wildkatze dem Kaninchen nicht in die Höhle folgen kann, der Marder nicht vom Gipfel des Baumes auf die Erde springen kann wie das Eichhörnchen, deshalb handeln diese Vegetarier verständlich, daß sie ihre naturgemäßen Verteidigungsmittel gebrauchen.

Ja, wird man einwenden, die wehrhaften Pflanzenfresser sind doch tapfer, die lassen es auf einen Kampf antommen. Wir wollen auf diesen Punkt später noch genauer eingehen und werden zeigen, daß man ihnen das Prädikat tapfer auch nur mit Einschränkungen erteilen kann.

Am ungerechtesten hat man wohl über die menschenähnlichen Affen geurteilt. Selbst Gelehrte wie Caspari und Schäßle schreiben folgendes darüber: „Ist das Mitgefühl namentlich unter den tagenartigen Raubtieren verhältnismäßig sehr zurückgedrängt, so ist die Intelligenz als List und Verschlagenheit nicht allein bei diesen Tieren um so größer, sondern vorzugsweise ist ihr stolzes Selbstgefühl hierbei ein so ausgebildetes, daß es sich meist bis zur ähnen Ausdauer und zu mutiger Tapferkeit erhebt. Ausdauer, hohen Mut und listige, gewandte und großmütige Tapferkeit vermischen wir nebst allem stark ausgebildeten Selbstgeföhle überhaupt bei allen Affenarten und bei den Nagetieren. Selbst im Naturreich der menschenähnlichsten Affenarten, der Orang, der Gorillas und Schimpanzen, herrscht den Raubtieren gegenüber Scheu- und Furchtgefühl vor, und es ist festgestellt, daß die Affen alle vor den großen Raubtieren sowohl wie vor den Menschen ängstlich flüchten, mindestens ist das furchtsame Naturreich bei allen Affen gegenüber den dreierem und beherzteren Raubtieren vorherrschend. Andererseits wissen wir, daß List und Tapferkeit bei den großen Raubtieren oft bis zu einer mehrwürdigen Scham vor sich selbst führen, sobald sie sich, wie etwa bei einem beschleunigten Sprunge, eine Ungechlichkeit zu schulden kommen lassen. Oft sehen wir, daß ihr stolzes Selbstgeföhle sie zu einer Ausdauer anstachelt, die uns stamen macht: von alledem aber findet sich bei den eigentlichen Affen sowie bei den Nagetieren nichts. Doch wunderbar, alle diese so charakteristisch raubtierartigen Züge finden wir gleichzeitig auch bei dem Menschen deutlich entwickelt.“

Was Schäßle bezw. Caspari hier über Tapferkeit sagt, halten wir im allgemeinen für durchaus unrichtig und zwar aus folgenden Gründen: Wenn ein Raubtier Hunger hat und vor der Wahl steht, den schmerzhaften Hungertod zu sterben oder sich auf ein andres Geschöpf zu stürzen, so kann man das, wenn das Opfer schwächer ist als der Angreifer, niemals Tapferkeit nennen. Bei Löwen, Tigern, Leoparden, Jaguaren usw. find die Opfer fast ausnahmslos schwächer — wo steckt denn nun die gepriesene Tapferkeit? Die wehrhaften Pflanzenfresser, wie Elefanten, Nashörner, Büffel usw. werden nach Brehm niemals, so lange sie in der Blüte ihrer Kraft stehen, von diesen großen Raubtieren angegriffen.

Girren, die auf Büffeln sitzen, halten sich gänzlich geschützt gegen Angriffe von Tigern. Allerdings gehen die Ansichten in diesem Punkte auseinander. Bronsart von Schellendorf will sogar ein Flußpferd erblickt haben, das durch einen Leoparden getötet war. Nach Emin Pascha fürchtet sich das Nashorn vor dem Strolodil usw. Wir können das hier auf sich beruhen lassen, jedenfalls bezeugt der Umstand, daß oft genug alte Löwen und Tiger mit vor Alter defekt gewordenen Zähnen vorkommen, daß sie bei ihren Angriffen kaum jemals das eigne Leben in die Schanze schlagen.

Umgekehrt ist es durchaus falsch, von der Feigkeit der Affen zu reden. Letztere sind ausschließlich Pflanzenfresser. Was hat denn nun ein Vegetarier für einen Vorteil, wenn er ein wehrhaftes Geschöpf angreift? Unterliegt er, so verliert er sein Leben, gewinnt er, so ist der Erfolg gleich — Null. Denn fressen kann er ja den toten Feind nicht. Schmerzende Wunden wird er auf jeden Fall bei dem Kampfe davontragen. Ja, aber der Höhlenmensch hat doch auch mit den Raubtieren gekämpft! Gelwih, denn von ihrem Fleische konnte er sich nähren, und ihr Fell konnte er als Leder brauchen. Wenn der Gorilla ähnliche Vorteile von der Erlegung von Raubtieren hätte, so würde er gewiß ähnlich handeln.

Ein Bild in Wilmanns afrikanischen Jagderlebnissen zeigt einen ausgewachsenen Löwen, der vor einem Kapbüffel Reihens nimmt. Wilmann schildert das Erlebnis ausführlich; nach ihm nimmt auch die Büffelstuh, wenn sie ein Stalb bei sich führt, den Löwen an.

Ueberhaupt pflügen die fatten Raubtiere erbärmlich feige zu sein, wie ja der Wolf im Sommer, wo er nach Herzenslust zu fressen hat, grundverschieden von dem Wolfe ist, der im Winter vor Hunger tollkühn geworden ist.

Den Angriff, den der Kapbulle gegen den Löwen vollführt, kann man bei den wehrhaften Pflanzenfressern auch nicht lediglich als Ausfluß der Tapferkeit betrachten. Diese sind nämlich nicht schnell genug, um sich durch die Flucht retten zu können, müssen es also regelmäßig auf einen Kampf antommen lassen. Daß ein Wildtier sich auf ein Raubtier stürzt, ist eigentlich eher eine durch den Instinkt diktierte verständige Handlungsweise, als Tapferkeit. Seine Stärke liegt in den vorn befindlichen Angriffswaffen, seine Schwäche darin, daß er von hinten beschlichen werden kann und, sobald ihm das Raub-

hier an der Kehle sitzt, häufig verloren. Greift er also an, so kann er das Raubtier gewöhnlich vertreiben, läßt er es ungehoren, so seht er sich dem aus, daß er hinterwärts überfallen wird.

So möchten wir also bezweifeln, daß es viel Geschöpfe giebt, die aus reiner Freude an der Tapferkeit, obwohl sie im voraus wissen, daß sie von ihrer Handlungsweise nicht den geringsten Vorteil haben, sich tapfer verhalten. Allerdings stellen wir diese Behauptung mit der Beschränkung auf, daß sie sich nur auf Geschöpfe beziehen soll, die ebenso wenig fruchtbar sind wie der Mensch. Den Hund darf man also als Gegenbeispiel nicht anführen. Denn abgesehen davon, daß er Haustier ist, ist auch sein Ehrgefühl sehr stark entwickelt, so daß ihm Lob ein hinlänglicher Lohn dünkt. Zwar soll ein wilder Vetter von ihm, der Holsum (canis dukhunensis) in Reuten gegen den Tiger angreifen und zerreißen, obwohl das ohne starke Verluste nicht möglich ist. Die Natur ist ja aber überall bei fruchtbaren Tieren verschwenderisch.

Aehnlich liegt die Sache bei Wölfen und andren wilden Hunden, die nur in Rudeln größere Tiere erbeuten können. Gewöhnlich muß bei der Ueberwältigung eines Wölfels, eines Zebras, einer wehrhaften Antilope der eine oder der andre erst ins Gras beißen, ehe sie ihren Hunger stillen können. Aber auch hier ist der eigentliche spiritus rector der knurrende Magen, nicht die Tapferkeit.

Denn je fruchtbarer ein Tier ist, desto eher trost es dem Tode. Heuschrecken lassen sich von Eisenbahnzügen zermalmen, Ratten fliegen in das brennende Licht, Seringschwärme spotten jeder Verfolgung durch ihre Masse usw. Es ist nämlich ein alter Erfahrungssatz: Die Natur thut für das Individuum nichts, für die Gattung alles. Weil die Läden bei Ameisen, Bienen, Heringen, Heuschrecken usw. mit Leichtigkeit wieder ausgefüllt werden, eine Ausrottung also nicht zu befürchten ist, deshalb können die einzelnen Individuen ruhig untergehen. Umgekehrt ist die Gattung bedroht, wenn die Jungen nicht beschützt werden, deshalb sind fast alle Mütter zur Aufopferung für ihre Jungen bereit. Ob man dieses injunctive Handeln als wirkliche Tapferkeit bezeichnen kann, möchte doch manchem Bedenken unterliegen: Denn auch hier sucht die Mutter die Gefahren nicht auf, meidet sie vielmehr ängstlich.

Wertwürdig ist es nun, daß einzelne Tierarten ihre Jungen feige im Stich lassen. So wird das von der Wildkatze erzählt, und auch die wegen ihres Grimmes gefürchtete Wärrin soll, wenn die Jungen noch ganz klein sind, das gleiche thun. Als Urbild der Feigheit müßte eigentlich der Reiher gelten, dem so viel kleinere Vögel wie Krähen und Milane unter seinen Augen die Jungen aus dem Neste rauben, obgleich er die Räuber mit einem Schnabelstoß töten könnte.

Aber auch hier ist es vielleicht nur menschliche Beschränktheit, die den tieferen Sinn dieses Verhaltens nicht einsieht. So ist es durchaus nicht unmöglich, daß ein Naturforscher im Rechte ist, der folgende Erklärung giebt. Der Reiher läßt sich nur in den Jahren, wo er viele Jungen hat, einige rauben, weil er sie insgesamt doch nicht großziehen könnte.

Sei dem nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist der Unterschied zwischen tapferen und feigen Tieren, wie er gewöhnlich gemacht wird, an sich nicht begründet. Unter einander kämpfen bei Liebeswerbungen alle Tiere, selbst der Hase — nur die Nledermäuse sollen eine Ausnahme machen —, zeigen sich also als tapfer. Hier hat die Tapferkeit auch einen Sinn. Umgekehrt denken die nicht übermäßig fruchtbaren Raubtiere gar nicht daran, etwa wie ein Trapper oder ein passionierter Jäger die Gefahr wegen der Gefahr aufzusuchen. Ausnahmen können diese Regel nur bestätigen.

Zum Schlusse will ich mich noch auf eine Autorität wie Drehm berufen, der folgendes schreibt: „Selbst die größten Raubtierarten, wie Löwe, Tiger, Jaguar usw. scheuen Tiere, von denen sie bedeutenden Widerstand erwarten, und greifen sie bloß dann an, wenn sie durch Erfahrung sich überzeugt haben, daß sie trotz der Stärke ihrer Gegner als Sieger aus einem etwaigen Kampfe hervorgehen.“ Kann man dieses Verhalten wohl Tapferkeit nennen? —

Dr. Th. Zell.

(Nachdruck verboten.)

## Erdmagnetismus.

Die großen Südpolar-Expeditionen der letzten Jahre, nicht zum mindesten die deutsche, sind sehr wesentlich zu dem Zweck unternommen worden, die erdmagnetischen Verhältnisse durch Erforschung der noch gänzlich unbekanntem Zustände in der Umgebung des Südpols aufzuhellen. Außerdem ist gerade in diesem Jahre unter Leitung des norwegischen Kapitäns Amundsen eine Expedition nach dem nördlichsten Amerika ausgegangen, um dort durch längere gründliche Untersuchungen Lage und Eigenschaften des magnetischen Nordpols der Erde endlich mit Sicherheit festzustellen. Die Lehre vom Erdmagnetismus ist eins der schwierigsten Gebiete der irdischen Physik, dennoch kann niemand von diesen Dingen sagen, sie gingen ihn nichts an, weil die ungeheure Bedeutung der erdmagnetischen Forschung für die Schifffahrt und damit für den Weltverkehr eine triviale Thatsache ist. Es läßt sich schwer sagen, wie viele Schiffe jährlich infolge der noch vorhandenen Lücken in der Kenntniss des Erdmagnetismus zu Grunde gehen; jedoch ist es zweifellos, daß Verluste aus dieser Ursache vorläufig noch immer vorkommen. Für die Förderung des Wissens vom Erdmagnetismus ist ein Nachweis der erdmagnetischen Pole selbstverständlich von höchster Bedeutung.

Den magnetischen Nordpol der Erde hat James Ross im Jahre 1830 im Westen der Halbinsel Boothia Felix, etwa unter 70 Grad nördlicher Breite, entdeckt. Seine damaligen Beobachtungen aber waren flüchtig, und ihre Nachprüfung ist um so mehr eine dringende Aufgabe, als der Pol gegenwärtig sich nicht mehr in derselben Lage befinden dürfte wie vor 72 Jahren. Hauptsächlich wird Amundsen in seiner auf zwei Jahre berechneten Forschungsreise die erwünschte Klarheit in diese Fragen bringen. Der magnetische Südpol ist vielleicht für den Menschen ganz unzugänglich, jedoch wird man, wenn die Ergebnisse der deutschen und englischen Südpolar-Expedition vorliegen werden, seine Lage mit einiger Genauigkeit bestimmen können, zumal wenn die jetzt verschollene schwedische und die schottische Expedition noch weiteres Material beibringen würden. Nun sind aber die magnetischen Pole ganz sicher keine festliegenden Punkte, sondern wandern vermutlich in einer noch unbekanntem Bahn um die geographischen Pole der Erde herum. Als im Jahre 1600 Gilbert zum erstenmale die Ansicht aussprach, daß die Erde ein großer Magnet wäre, hielt er sie für einen stetigen Magneten, und erst 34 Jahre später wurde durch Sellibrand infolge der Entdeckung einer jährlichen Aenderung in der Richtung der Magnetnadel bei London nachgewiesen, daß es nicht so sein konnte. Seitdem sind die fortwährenden Wechsel im Erdmagnetismus der Gegenstand ständiger Beobachtungen gewesen und die bedeutendsten Naturforscher haben sich mit ihrer Aufklärung beschäftigt. Democh ist man heute noch auf bloße Hypothesen angewiesen. Die Anschauungen sind seit langem auf der Meinung begründet gewesen, daß sich die magnetischen Kräfte auf der Erdoberfläche in bestimmtem Sinne und in lang dauernden, sogenannten säkularen Perioden ändern. Jetzt jedoch kommt man mehr und mehr zu der Ansicht, daß diese säkularen Aenderungen zum Teil durch die örtlichen Verhältnisse bedingt werden, indem Plätze von nicht bedeutendem Abstand Unterschiede in dem magnetischen Verhalten zeigen, die durch die räumliche Entfernung allein nicht zu erklären sind. Die größten Aenderungen in der seitlichen Abweichung der Magnetnadel (Declination) fallen auf der nördlichen Halbkugel in die Nordsee und das nordwestliche Alaska, auf der südlichen Halbkugel in die Gegend der brasilianischen Küste und den südlichen Großen Ocean zwischen Neu-Seeland und dem Kap Horn. Die größte jährliche Aenderung in der Neigung der Magnetnadel (Inclination) findet im Golf von Guinea und auf der Westseite des Feuerlandes statt, und zwar ist im ersteren Gebiet die Nordspitze der Nadel stark nach oben, im letzteren nach unten gerichtet. Das Vorhandensein eines Bezirks mit ähnlichem magnetischen Verhalten im nördlichen Sibirien beruht nur auf Vermutung. Wie sehr sich innerhalb kurzer Zeit die magnetischen Kräfte an einem Ort ändern können, dafür haben die Verhältnisse auf der Insel Sansibar und an der benachbarten Ostküste Afrikas einen Beweis geliefert. Bis zum Jahre 1880 waren die jährlichen Aenderungen der magnetischen Declination gering. Dann bewiesen die deutschen Beobachtungen in Dar-es-Salam und an andren Plätzen der benachbarten Küste, daß sich der Betrag der Aenderung verdreifacht hatte, und jetzt ist er zehn- bis zwölffach so groß wie vor 1880. Solchen Gesetzmäßigkeiten im zeitlichen Sinne stehen andre im räumlichen zur Seite. Auf der Wasserhalbkugel der Erde ist die räumliche Aenderung in der Stellung der Magnetnadel im wesentlichen eine regelmäßige, auf dem Festlande aber sind fast überall Störungen bemerkbar, wenn auch selten so groß wie in dem Bezirk Kapasivi in Finnland, wo ein russischer Forscher im Jahre 1890 eine Abweichung von rund 180 Grad beobachtete, indem die Nordspitze der Magnetnadel seines Kompasses geradeten Weges nach unten wies. Man stelle sich vor, daß eine derartige Mißweisung der Magnetnadel unerwartet auf dem Meere eintreten könnte. Auch auf dem Lande kann sie gelegentlich für einen Forschungsreisenden peinlich genug sein. Auf Neu-Seeland ist ein Fall bekannt geworden, wo innerhalb eines Kreises von noch nicht 20 Metern im Durchmesser Unterschiede in der Richtung der Magnetnadel bis zu 56 Grad eintraten. Uebrigens hat man ähnliche Erfahrungen auch auf Schiffen gemacht, allerdings wohl nur in Häfen; verbürgt sind derartige Thatsachen aus Neikawil in Island und von den Bermuda-Inseln. Begreiflicherweise sind die gebirgigen Gegenden der Erde mit Rücksicht auf magnetische Geschlossenheit besonders verdächtig. Es giebt übrigens auch derartige Störungen unter dem Meerespiegel, die man als „magnetische Untiefen“ bezeichnet hat. Auf hoher See werden sie, wie schon aus diesem Namen hervorgeht, wohl nicht zu finden sein, dagegen doch in Gewässern, die selbst für das größte Schiff fahrbar sind. —

Dr. T.

## Kleines feuilleton.

— Der Handel mit Frauenhaar. Dieser Handel, so schreibt die „Neue Freie Presse“, ist über die ganze Welt verbreitet. Der Konsum ist ein massenhafter. Vor allem handelt es sich darum, den Haarbedarf aller jener Frauen zu befriedigen, die mit Kummer ihre Haarfülle schwinden sehen; sie können sich einen Ersatz dafür verschaffen, der so natürlich ausseht, daß nur die Verschwiegenheit des Voudoirs das sorgsam gehütete Geheimnis lennt. Der Handel mit Frauenhaar zerfällt in zwei Teile — in den Handel mit natürlichem und künstlichem Haar. Letzterer steht unter dem Protektorat der Mode und befindet sich gerade jetzt stark in Blüte. Die Amerikanerinnen, die nachgerade

für die europäische Mode tonangebend zu werden beginnen, stecken bei dem Arrangement ihrer Frisuren jetzt viel falsches Haar auf den Kopf, und diese Haargarnituren werden nun auch in Europa stark nachgeahmt. Eine Folge dieser Mode wird voraussichtlich eine wesentliche Verteuerung der Frauenhaare sein, und wenn man bedenkt, daß es jetzt schon einige Sorten der Haare giebt, die thatsächlich mit Gold aufgewogen werden, so dürfte sich bald mancher Ehemann die eignen Haare darüber ausreißeln, wie teuer ihn die Haare seiner Frau zu stehen kommen werden, die sie nicht mehr hat und die ersetzt werden sollen. Jede Rasse und fast jede Nation hat ihr besonderes Haar, das sich in Qualität und Farbe meist von dem andrer Rassen und Nationen unterscheidet. Je nach dem Volkstamm, dem das Haar entnommen ist, ist der Preis des Haares höher oder geringer. Je weiter nach Norden, um so wertvoller wird das Haar, je weiter nach Süden, desto billiger wird es; hier spielt nicht nur die Feinheit des Haares eine Rolle, sondern vornehmlich auch die Farbe und der Glanz. Wegen der blonden Farben in allen Rassen ist besonders das deutsche Frauenhaar und das Haar der Schwedinnen sehr geschätzt, und eine der kostbarsten Qualitäten ist das aschblonde Haar, da es nicht naturgetreu gefärbt werden kann und echt sein muß, während das Haar der Italienerinnen und der Mädchen aus dem Süden zu den billigen Sorten gehört. Als seltenste unter den Haarqualitäten gilt das silbergraue Haar; diese Sorte, echt und lang, ist, wie versichert wird, jetzt kaum zu bezahlen; es hängt dies damit zusammen, daß sich alle Frauen, die ein schönes, weißes Haar ihr eigen nennen, nur in den seltensten Fällen ihres Haarschmuckes berauben, um es zu verkaufen, während die Nachfrage nach dieser Haarnüance eine sehr große ist. Man muß sich dann damit behelfen, gebleichtes Haar, das aber bald als solches erkannt wird, als Surrogat zu verwenden. Das größte und billigste Haar ist das sogenannte „Chinesenhaar“. Die Chinesinnen erneuern nämlich ihre Frisur meist erst nach Wochen und Monaten, und der Abfall, das sogenannte „Wirrhaar“, das sich dabei vom Kopfe löst, wird von ihnen verkauft und kommt in den Handel. Es giebt aber auch ein imitiertes „Chinesenhaar“, das von einer Pflanzart, die in Frankreich wächst, gewonnen wird. Doch die vegetabilische Faser kommt bald zum Durchbruch; das Haar wird grün und muß dann immer wieder nachgefärbt werden. Dieses vegetabilische Haar, ebenso wie das Haar vom Schweißbüchel des Büffels und eine Art Angorahaar finden meist nur für Theaterperrücken und zu Kostümwägen Verwendung. Als ergiebiges Feld zum Anlauf von Haaren gelten meist jene Gegenden, in denen die Bauernmädchen das Kopf-tuch tragen. Dadurch, daß das Tuch den Haarschmuck verdeckt und der Abgang des Haares sich nicht bemerkbar macht, wird es den Mädchen leichter gemacht, sich ihres Haares zu entledigen und es für einen verhältnismäßig billigen Preis zu verkaufen. Da geschieht es mitunter, daß die Mädchen ohne Bedenken als Preis für ein Kopftuch, das ihnen ein Hausierer anbietet und das ihnen gefällt, ihr Haar opfern und für ihr Haar das Kopftuch eintauschen. Hier mag auch einer Sitte Erwähnung geschehen, die heute noch die jüdischen Mädchen in Rußland und Galizien üben. Von dem Augenblick, wo sie verheiratet sind, bedecken sie den Kopf mit einem künstlichen Scheitel, der aus falschen Haaren hergestellt wird und der ihr eignes Haar bedeckt. Die Mädchen der ärmeren Klasse schneiden sich aber in dem Moment, wo sie den Scheitel aufsetzen, ihr eignes Haar ab, da sie es nicht mehr benötigen, und bringen es zum Verkauf. Das Haar der Wienerinnen ist seines Glanzes und seiner Feinheit wegen sehr geschätzt, doch kommt es nur wenig in Handel, da seine Beschaffung keine leichte ist. Nicht selten kommt es aber vor, daß Damen, die stark von Kopfschmerzen geplagt sind, einen Teil ihres üppigen Haarschmucks opfern müssen, da die reiche Haarfülle mitunter die Quelle des Leidens ist. In Oesterreich sind vornehmlich Böhmen, Mähren und Galizien jene Länder, die als Haarmarkt in Betracht kommen, und auch in Ungarn giebt es bestimmte Komitate, in denen der Handel mit Frauenhaar schwunghaft betrieben wird, während in Deutschland das meiste Haar aus dem Elsaß stammt. —

**k. Chinesische Höflichkeit.** Eine hübsche Scene aus dem Leben in China erzählt der englische Reverend J. Campbell Gibson von der englischen „Presbyterian Mission“ in Swatow in einer Skizze über den chinesischen Nationalcharakter, die er in „The East and the West“ veröffentlicht. Er spricht darin auch von den eigenartigen chinesischen Höflichkeitsbräuchen, die sich auf alle Gesellschaftsklassen erstrecken. Wenn jemand in China nach dem Wege fragt, so wird er niemals sich an den Betreffenden in plumper Weise wenden und direkt fragen. Wenn ein „taktloser“ Reisender es thun sollte, so würde der Landmann sich vermutlich anstellen, als verstünde er ihn nicht, und der Reisende wird seinen Weg fortsetzen mit der stillen Bemerkung, wie dünn diese Landbevölkerung ist, oder, wenn er ein bescheidener Mann ist, verwundert darüber, wie schlecht seine eigne chinesische Aussprache ist. Jeder aber, der seine Leute kennt, ob eingeboren oder fremd, wird folgendenmaßen zu Werke gehen: „Mein älterer Bruder, der Du eine schwere Last trägst“ oder „Ehrwürdiger Onkel, der Du beim Grasmähen beschäftigt bist, ich wage es, Dich zu hören; ich möchte zum gelben Felsen-Marktsiedeln gehen; ist das der rechte Weg?“ Nachdem der erste Zug im Spiel also richtig gethan ist, geht der Chineser sofort darauf ein. „Ganz recht“, sagt er, „gehe geradens weiter“ und er verläßt seinen Weg für einige Schritte, um den Fremden auf dem

selbigen zu begleiten. „Der verehrte Schüler kommt von Swatow?“ fährt er fort. „Ja, verehrter Onkel, wir haben Swatow vor drei Tagen verlassen.“ „Ah“, ruft er aus, „wie klug Du bist, und wie klar Du sprichst!“ „Ich wage nicht, Dein Kompliment anzunehmen; ich habe Dich gestört und bemüht.“ „Von Störung zu sprechen!“ erwidert er, „das sind aber Ausbrüdel! Lebe wohl und gehe langsam! Lebe wohl!“ „Lebe wohl!“ erwidert man, da jeder sich bemüht, das letzte höfliche Wort zu sagen. —

— Die Heimat der Indogermanen. Auf dem zweiten Nieder-sächsentag zu Hannover am 2. Oktober hielt Dr. Böbling einen Vortrag über eine neue Hypothese von Matthäus Much in Wien, wonach die Urheimat der Indogermanen in Niedersachsen zu suchen sein soll. Früher wurden bekanntlich Indien oder auch Turkestan, von neueren Forschern Südrußland, von andern die ostbaltischen Länder als Heimat der indogermanischen Stämme betrachtet. Much verlegt sie nun gar in das westbaltische Gebiet, umfassend die norddeutsche Küste, etwa von der holländischen Grenze bis zur Oder und das Hinterland bis an den Harz, Thüringen und das Erzgebirge, ferner das südliche Skandinavien. Die Grundlage für diese Hypothese bildet für Much die archäologische Hinterlassenschaft der vorgeschichtlichen Bewohner dieser Länder, insofern als diese auf eine ureigene, von andern Ländern unabhängige Kultur schließen läßt und ihre Verbreitung sich mit der Ausbreitung der Indogermanen in Uebereinstimmung befindet. Er verweist auf die im nordwestlichen Deutschland gemachten Funde an vorgeschichtlichen Werkzeugen und Waffen, wie sie so vollkommen und so reichlich sonst nirgends vorkommen. Ein weiterer Beweis sind ihm die geometrischen und farbigen Dekorationen der vorgeschichtlichen Gefäße, deren Spuren von hier ihren Ausgang nehmen, sodann der Bernstein, der nachweislich schon im jüngeren Steinzeitalter in Nordwestdeutschland gebraucht und mit den allmählich nach Süden und Südosten vordringenden Stämmen auch in die Mittelmeerländer gekommen sei, und der auffallenderweise bei nichtindogermanischen Völkern gar nicht oder doch nur ausnahmsweise im Gebrauch gewesen sei. Nach Much ist die Ausbreitung der Indogermanen in der Weise vor sich gegangen, daß sie teils nach Norden über den südschandinabischen Archipel, teils an den norddeutschen Strömen entlang nach Süden und Südosten erfolgte. Nirgends im Orient sei die auf archäologischem Wege feststellbare Entwicklung eine so klare und ununterbrochene wie in Niedersachsen. — („Kölnische Zeitung.“)

**Humoristisches.**

— Kritik. „Ich produziere sehr leicht, Gnädigste... einen Roman schreibe ich in durchschnittlich sechs Wochen.“  
„So schnell?... Thun Ihnen da nicht die Finger weh?“ —

— Einigkeit macht stark. „Ach, Frau Müller, was ich immer für Aerger mit meinem Schwiegersohne habe!“  
„Schämen Sie sich, Frau Schulze, mit einem! — Da sehen Sie innat mich an; ich habe acht — und die haben nenlich sogar eine „freie Kampfgemeinschaft“ gegen mich gebildet!“ —

— Alles in Ordnung. „Huberbauer, der Gerichtsvollzieher hat Euch doch vorgestern die letzte Sau gefäubet, und trotz alledem habt Ihr sie gestern, zur Kirchweih, geschlachtet und gegessen?“  
„Ja, Herr Rat, aber dees Stüd, wo's Siegel klebt hat, hamn ma z'ruck'lassen.“ — („Wegendorfer Blätter.“)

**Notizen.**

— Sven Langes Schauspiel „Ein Verbrecher“ erzielte bei einer literarischen Matinee in Eibersfeld einen starken Erfolg. —

— Zwei Einakter von Leo Lenz „Mater Dolorosa“ und „Die Banauenschlacht“ sind vom Hamburger Stadt-Theater zur Aufführung angenommen worden. Beide Stücke bilden den Anfang eines Einakter-Cyklus mit dem Titel „Die Kämpfe des Irdischen“. —

— „Es werde Recht“, ein dreiaktiges Drama von Walter Bloem, fand bei der Erstaufführung im Kölner Stadt-Theater vielen Beifall. —

— Auf Veranlassung des Geodätischen Instituts der Technischen Hochschule zu Karlsruhe werden im badischen Oberland seit 10. September Schwerkraftmessungen mit Hilfe des unveränderlichen Halbschundenpendels vorgenommen. Die Schwingungsdauer des Pendels wird an folgenden, jeweils 12 Kilometer von einander entfernten Orten gemessen: Meßkirch, Heiligenberg, Immenstaad, Konstanz, Radolfzell, Hohentwiel, Niedöschingen, Instetten, Hohentengen, Waldshut, Höfenschwand, Todtmoos und Kleinlaufenburg. An letzterer Station werden die Arbeiten am 16. Oktober beendigt werden. —

— Dem verstorbenen Wetterpropheten Rudolf Falb soll in seinem Geburtsort Obdach (Steiermark) ein Denkmal errichtet werden. —